Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

50 (15.12.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Der alte Domorganist / Von Johann Gabriel Anderle

Es war am ersten Adventsonntag des ersten Nachkriegswinters zur Stunde der frühen Dämmerung. Eine Familienangelegenheit hatte mich aus meiner Waldeinschicht in die große Stadt gerufen, die ich einst so sehr geliebt hatte und deren erbarmungswürdiger Anblick mir nun so sehr wehtat, seit ihr Antlitz die unzähligen tief eingebrannten Ruinennarben des großen Krieges trug.

Wieder auf dem Wege zum Bahnhof, mußte ich an dem ausgebombten und ausgebrannten gotischen Dom vorbei, der, einst ein himmelanjubelndes steinernes Gloria, nun gleich dem ungefügten Wrack eines Schiffsungeheuers in die Flut meiner Gedanken und Erinnerungen schnitt. Ein häßlicher Gassenjungensturm pfiff fegend über den verlassenen Domplatz.

Dort, wo einst das große Tor die Gläubigen aufnahm, stand ein dürftiges, kältezitterndes Männlein. Hastig wollte ich weiter, da legte der Alte seine Hand auf meinen Arm.

„Hören Sie?" drang flüsterndes Raunen an mein Ohr. „Pst... man muß ganz leise sein, dann hört man es deutlich..."

Ich hemmte den Schritt und musterte den Fremden, der, grau in Grau, mit seinem wallenden weißen Bart das Bild eines eingefrorenen Knecht Ruprechts bot.

„Was hört man?"

Ein Windwirbel pulverte jaulend eine aus den Ruinen aufgestöberte Prise Schnee über unsere frostgeröteten Gesichter. Der Kümmerliche schien meine Frage überhört zu haben.

„Immer wenn Sturm ist, wird sie wieder lebendig", flüsterte er weiter. „Man muß freilich ein feines Ohr haben, um sie zu hören. Die Masse überschrillt sie mit ihrer eigenen Leere. Denn auch die Leere hat eine Stimme, eine häßliche. Hören Sie? Jetzt... sie singt das ‚Tauet, Himmel'... Die urgewaltigen Bässe... Die gläubige Vox humana... Immer wenn Sturm ist, singt sie wieder... wie damals, als es geschah... Es war auch in einer Adventnacht...Waren Sie damals dabei? Nein, Sie waren wohl nicht dabei, Sie haben wohl eigene Sorgen gehabt in dieser Höllennacht... Aber ich war dabei, ich war — drinnen, bei ihr, bei der Orgel! Damals war es der Feuerstrom, der die göttliche Stimme der Geschändeten aufbrausen ließ... Jetzt ist es der Sturm... Nun ja, legen wir uns zurecht... In Wirklichkeit ist es der Herrgott selber, der sie ertönen läßt..."

„Komm, Vater, komm heim... Du wirst noch krank werden..."

Eine schmale Mädchengestalt hatte sich unversehens zwischen uns geschoben. Aus vermummenden Tüchern leuchtete ein kälterosiges Gesicht mit traumdunklen Augen, die sich nun mir zuwandten:

„Er hat Sie wohl aufgehalten? Entschuldigen Sie, bitte... Er tut das gern. Er war früher der Domorganist. Er ist taub. Seit damals."

Willig folgte der Alte seiner Begleiterin.
Ich ließ ihre Schritte verhallen.
Ich hielt den Atem an.
Und ich hörte es deutlich:
„Tauet, Himmel, den Gerechten...!"

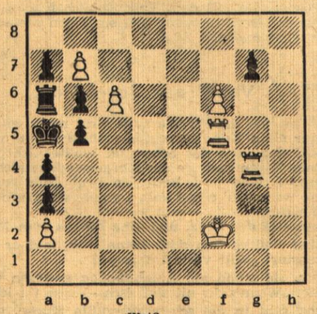
SCHACH

Sonderbares Spiel das Schach!

64 Felder, davon 16 Figuren, je 8 Bauern, 4 Türme, Läufer, Springer, 2 Damen, je ein König. So geht es in geometrischer Progression die Stufenleiter abwärts. Schwarz und weiß sind die Farben der Felder, wo die Figuren ihren Tanz aufführen, ziehend, schlagend, laufend, springend, geradeaus, seitwärts, vorwärts, rückwärts! Sieg und Niederlage sind die beiden Pole. In diesem Spiel, das nicht allein Kampf der besten Hirne, sondern auch der besten Nerven darstellt, ist alles Phantasie, Symbol, nichts von Glück oder Zufall. Und dieses Spiel vermag Tausende und aber Tausende in seinen Bann zu ziehen. Vergessen ist die Umwelt, vergessen sind Zeit und Raum.

In dem 2. Problem, von A. C. White, das wir in unserer letzten Schachecke bereits ankündigten, ist der Schlüsselzug zu suchen, der das „Zauberschloß" des 3-Zügers öffnen soll.

Die Pattgefahr
Alain C. White
„Tijdschrift van den
Nederlandschen Schaakbond"
Schwarz



Weiß
Matt in 3 Zügen

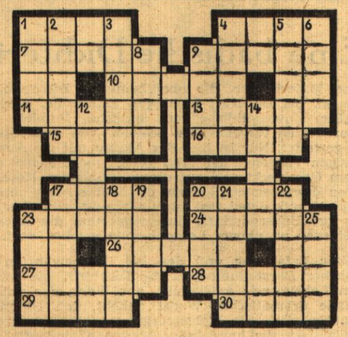
„Der Schachspieler ist ein Ausnahmemensch, er hat es nämlich nicht gerne, wenn ihm die Arbeit leicht gemacht wird." So lesen wir in Kagans „Poesie des Schachs".

Und hier die Lösung des 2-Zügers von A. C. White.

Schlüsselzug Da 1!!

1.... D : Da 1+; 2. c3 Matt. 1.... Db 2+; 2. Lc 3 Matt. 1.... Lb 2+; 2. c3 Matt.

RÄTSELECKE



Kreuzwort-Rätsel

Waagerecht: 1. Aufforderung zum Rätsellösen, 4. Blutgefäß, 7. Strom in Indien, 9. Auswahl, 10. geröstete Weißbrotscheibe, 11. Schiffszubehör, 13. Werkzeug, 15. italienische Münzen, 16, Laubbaum, 17. Gedanke, 20. Teil des Gesichtes, 23. Gesteinsart, 24. südamerikanisches Gebirge, 26. Verkaufsstelle auf dem Markt, 27. eingedickter Saft, 28. Schößling, 29. Schwung, 30. Nebenfluß des Rheins.

Senkrecht: 1. Papiermaß, 2. Fanggerät, 3. tierische Milchdrüse, 4. Opferstätte, 5. Stockwerk, 6. Weinstock, 8. Salzlake, 9. Kamin, 12. Kaufmannsinnung, 14. Kurort im Harz, 17. geographischer Begriff, 18. Metall, 19. altes italienisches Fürstengeschlecht, 20. deutscher Philosoph, 21. indische Gottheit, 22. Urbewohner Afrikas, 23. Schauspielergehalt, 25. Teil des Rades.

Auflösung:

Senkrecht: 1. Ries, 2. Angel, 3. Euter, 4. Altar, 5. Etage, 6. Rebe, 8. Sole, 9. Esse, 12. Gilde, 14. Elend, 17. Insel, 18. Eisen, 19. Este, 20. Kant, 21. Indra, 22. Neger, 23. Gage, 25. Nabe.

Waagerecht: 1. Rate, 4. Ader, 7. Indus, 9. Elite, 10. Toast, 11. Segel, 13. Säge, 15. Lire, 16. Erle, 17. Idee, 20. Kinn, 23. Gneis, 24. Anden, 26. Stand, 27. Gelee, 28. Trieb, 29. Elan, 30. Aare.

Immer hat eines Volkes Unglück damit angefangen,
Daß ihm die Liebe zum Boden verloren gegangen.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 15. Dezember 1951 | Nummer 50

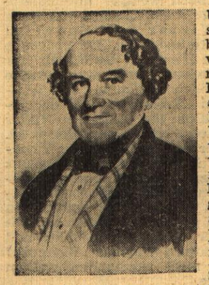
Adventstage in der Dämmerung

Nebel hängt um Straßenlichter
Wie ein Schleier. Leise singt
Wohl ein Kinderstimmchen, singt
Wie zum Feste schon . . . Helle Lichter
Scheinen, und viel Angesichter
Staunen in die ausgebreiteten
Bunten Fensterherrlichkeiten;
Festlich glühn die vielen Lichter . . .

Dämmerung ist süß und leise,
Kinder stehn und schaun — im Herzen
Eine Wunder-Weihnachtsweise,
Glanz der Fest- und Tannenkerzen . . .

Karl Röttger

Der Komponist von Meßkirch / Ein badisches Künstlerleben



Unweit vor den Toren der malerischen Stadt Meßkirch liegt, eingebettet in seine sanfte Mulde, die weithin bekannte Talmühle die Heimat Konradin Kreutzers. Hier erblickt Kreutzer am 22. 11. 1780 als dritter Sohn des Müllers Joh. Baptist Kreutzer das Licht der Welt. Und hier im Bereich des ausgedehnten, jahrhundertealten Müllereibetriebes wächst er auf. In der einfachen Müllerstube lehrt ihn seine Mutter, mit der Sackpfeife umzugehen. Er findet Spaß an diesem Instrument, und da ihm Musik sehr viel Freude bereitet, gibt der Meßkircher Lehrer und Organist an St. Martin, Johann Riegger, dem kaum Siebenjährigen Musikunterricht.

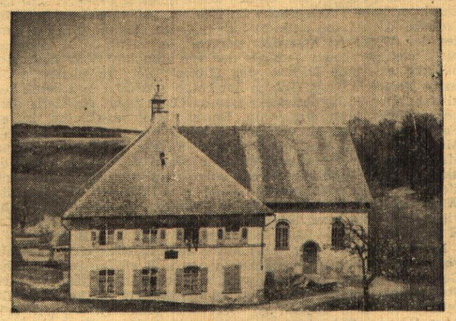
Die dunkelgefärbte Stimme Kreutzers läßt bereits den Sänger vermuten, zu dem sich der Müllerssohn alsbald entwickelt und der er zeitlebens bleibt. Riegger, von der Begabung seines Schülers überzeugt, schlägt den Müllersleuten vor, ihn Musik studieren zu lassen. Die Eltern jedoch sind der Ansicht, daß es besser sei, ihn einen sicheren Beruf ergreifen zu lassen, als den eines „brotlosen" Künstlers. Daß ihr Sohn gewissermaßen im Handumdrehen die Orgel zu spielen lernt und in St. Martin Solopartien singt, macht den Müllersleuten wohl Freude, aber sie bleiben doch beim Entschluß der Mutter, daß der Junge Theologie studiert.

In dem berühmten oberschwäbischen Kloster Zwiefalten beginnt Kreutzer 1789, sich auf den Priesterberuf vorzubereiten. Sieben Jahre verbringt er hier bei den Benediktinern, und seine Erzieher finden soviel Freude an der Musikliebhaberei ihres Zöglings, daß sie diese in jeder Hinsicht fördern. Ernst Weyrauch, ein musikgelehrter Mönch des Klosters, nimmt sich des Zöglings an, unterweist ihn in Harmonielehre, Komposition und Instrumentieren einer Partitur. Mit 16 Jahren geht Kreutzer 1796 nach Schussenried, um im dortigen Prämonstratenser-Kloster seine Studien fortzusetzen. In Schussenried komponiert Kreutzer seine ersten Lieder und Tondichtungen für Blasmusik. Hier reift in Kreutzer auch der Entschluß, nicht Priester zu werden. Ein schwerer Schlag für seine Eltern.

Mit deren Einverständnis reist Kreutzer 1799 nach Freiburg, um Medizin zu studieren. Ein Jahr später stirbt sein Vater. Konradin Kreutzer verschreibt sich darauf unwiderruflich der Musik. Sein erstes Singspiel, „Die lustige Werbung", entsteht und wird von seinen Freunden aufgeführt. Dann beginnt seine Wanderzeit. Seine ansprechende Stimme und vor allem sein virtuoses Klavierspiel ermöglichen es ihm, sich in den folgenden Jahren in Konstanz, Bern, Zürich und Basel über Wasser zu halten. Mit guten Empfehlungen reist er 1804 nach Wien. Albrechtsberger unterrichtet ihn in Theorie und Kompositionslehre, und Haydn, der auf den jungen Komponisten aufmerksam wird, fördert ihn. Vier Jahre später entsteht die erste Oper „Aesop in Lydien", der bald „Jery und Bätely" folgt.

Nach weiteren vier Jahren befindet sich Kreutzer auf der Reise nach Stuttgart, wo er zum „Königlich württembergischen Hofkapellmeister" aufsteigt. Im gleichen Jahre, 1812, heiratet der Komponist die Bauerntochter Anna Huber aus Glattfelden bei Zürich. Verschiedene Opern, Oratorien und sonstige Werke entstehen in Stuttgart, aber mit dem Tode seines bisherigen Gönners, König Friedrich, im Jahre 1816, packt den musikschaffenden Kreutzer wiederum die Wanderlust. Ein Jahr später finden wir ihn in Donaueschingen im Dienste des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, wo er das Hoforchester des fürstlichen Theaters dirigiert. Der Donaueschinger Aufenthalt wird des öfteren durch Konzertreisen unterbrochen. Dennoch reift die Oper „Libussa" heran, die es auf verschiedenen Bühnen zu 70 Wiederholungen bringt.

Nach fünfjähriger Tätigkeit in Donaueschingen kehrt Kreutzer 1822 nach Wien zurück und übernimmt die Leitung des Orchesters am Kärntner Theater, später wechselt er zum Josephstädtischen Theater über. Hier arbeitet Kreutzer mit großem Eifer. Seine Lieder finden begeisterten Beifall. Neue Opern entstehen, die jedoch über einen Augenblickserfolg nicht hinauskommen. In Wien verliert Kreutzer 1824 seine Gattin, die



Die Talmühle, Geburtsstätte Kreutzers
Foto: Mayer

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ihm die Tochter Cäcilie schenkte. Ein Jahr später heiratet er Anna von Ostheim. Aus dieser Ehe geht eine zweite Tochter, Marie, hervor. Kreutzer bildet beide als Sängerinnen aus.

Nach 17jähriger Tätigkeit in Wien gibt Kreutzer seine Kapellmeisterlaufbahn, seinen beiden Töchtern zuliebe, auf und geht mit diesen und seiner Gattin auf Konzertreisen nach Wiesbaden, Mainz, Köln usw. Später winkt ihm nochmals eine große Aufgabe und Stellung in Köln, wo man ihn zum städtischen Musikdirektor macht. Der Vertrag wird jedoch bald wieder gelöst. Sein Wunsch, nach Wien zurückzukehren, geht nicht in Erfüllung. Seine Tochter Cäcilie gibt ihre künstlerische Laufbahn auf und heiratet. Bei ihr will sich der durch Wien sehr gekränkte Kreutzer ausruhen. Sein unsteter Wandertrieb aber gönnt ihm diese Ruhe nicht. Die Tochter Marie aus zweiter Ehe und letzter Hoffnungsstrahl Kreutzers, als Sängerin an der Detmolder Bühne verpflichtet, bringt, da ihr Vertrag nicht mehr erneuert wird, großes Leid über die Familie. Ein Freund Kreutzers holt die Sängerin mit ihren Eltern 1848 nach Riga. Für ganz kurze Zeit strahlt noch einmal die Sonne im Leben des 68jährigen Komponisten, dann bricht jäh die Dunkelheit über ihn herein. Die Stimme seiner Tochter Marie besitzt nicht genügend natürliche Kraft für einen anstrengenden Opernbetrieb. Ihre Stimme verliert mehr und mehr an Glanz und Reinheit. Die anfänglich Gefeierte muß ihre Laufbahn aufgeben. Dieser schwere Schicksalsschlag und die Sehnsucht nach der Heimat zermürbt und beschleunigt den körperlichen Zerfall Konradin Kreutzers. Am 13. Dezember 1849 erliegt er einem Schlaganfall.

Obgleich Kreutzer gewissermaßen sein ganzes Leben fern der Heimat verbringt, schöpft er seine Musik doch aus dem Quell seiner Heimat, die ihn stets begleitet. Sind das nicht Hirten der Alb oder des Heuberges, die in seinem „Nachtlager" von den Bergen singend in das Dunkel des Tales niedersteigen, und ist nicht der feierliche Chor „Schon die Abendglocken klangen..." dem ehemaligen Geläute der Schussenrieder Klosterkirche entnommen, ist die Vertonung des Uhlandschen Gedichtes „Droben stehet die Kapelle..." nicht etwa auf das „Käppele" zurückzuführen, das in unmittelbarer Nähe der Talmühle am Wege steht, und ist seine Musik nicht der sangesfrohen Seele des Schwabenvolkes entnommen, der Kreutzer entstammt? Kreutzer blieb sich und seiner Heimat treu. Das, was er aus dem Quell seiner Heimat und der Volksseele geschöpft, gab er diesen durch seine Lieder und seine Musik wieder.

Franz Josef Mayer

Von der Geistigkeit im Lande Baden / Von Dr. Ernst Barthel

Zwischen den schwäbischen, deutschschweizerischen und deutschsprachlich elsässischen Zweigen des Alemannentums verkörpert die Geistigkeit im Lande Baden einen Kreis nicht ohne Mannigfaltigkeit und mit dem ausgeprägten Sondermerkmal festwurzelnden Charakters. Lassen wir die Geistigkeit im Lande Baden in ihren Hauptvertretern Revue passieren, damit wir aus dem Blick aufs Ganze einen Eindruck gewinnen.

Im 17. Jahrhundert sind es zwei Ankläger ihrer Zeitgeschichte, Satiriker, Humoristen, Mahner zum Echten und Gerechten im unterhaltsamen Gewande des Erzählers: Johann Michael Moscherosch aus Willstätt bei Kehl (1601—1669), der Verfasser der „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewald", und Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, zwar gebürtig aus Gelnhausen in Hessen (nicht alle in Baden Wirkenden stammen aus Baden!), aber als Schriftsteller und Mensch ganz verwurzelt in der mittelbadischen Landschaft, die ihm in Offenburg, Gaisbach und Renchen Heimat war. Sein Roman „Der abenteuerliche Simplizissimus" (1669) gehört zu den eindrucksvollsten literarischen Dokumenten jenes Jahrhunderts und offenbart großes Erzählertalent. Beide, Moscherosch und Grimmelshausen, vertreten die gute deutsche Art gegenüber dem hereinbrechenden Ausländertum.

Im 18. Jahrhundert, damals kämpfte Franz Anton Mesmer (1734—1815) vom Bodensee, gestorben in Meersburg, für den organischen Magnetismus (vgl. Zeitschrift „Baden" 1951/52, S. 49), wird das Land am Oberrhein auch durch den leuchtenden Schatten Goethes gestreift, der kommende Lichter anzukünden scheint. In Emmendingen stirbt 1777 die Schwester Cornelia, die an den dort wirkenden Amtmann Johann Georg Schlosser verheiratet war. Und dieses Grab der Schwester erscheint, nicht nur durch den Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, wie magisch verknüpft mit dem Grab in Meissenheim bei Lahr, das seit 1813 Goethes Jugendliebe aus dem Elsaß, Friederike Brion, birgt. In jener klassischen Zeit findet auch das Land Baden wieder Ausdruck im Geiste durch zwei seiner wertvollsten Söhne: Johann Peter Hebel (1760—1826), den Karlsruher Prälaten, gebürtig von Basel, und Lorenz Oken aus Bohlsbach bei Offenburg, den Naturphilosophen (1779—1851). Der volkstümliche Erzähler und Dichter Hebel, der durch sein „Schatzkästlein" gemüthafte und ethische Werte bis ins letzte deutsche Haus getragen hat, dessen alemannische Dialektdichtungen der knorrigen Volkssprache im Feldberggebiet wahrhaft künstlerische Wirkungen entlockt haben — die Schilderung des Laufes der Wiese ist klassisch wertvoll —, er ist in Alemannien nicht weniger bedeutsam als der von ihm mittelbar nach Heidelberg gezogene Dichter der „Luise", der Norddeutsche Johann Heinrich Voß. Goethe hat beide geschätzt und beide verglichen. Der Naturphilosoph Lorenz Oken aber, ebenfalls nicht ohne, wenn auch gespannte, Beziehungen zu Goethe, ist ein Forscher und Denker von hohem Rang, der in Göttingen, Jena, München wirkte und als Professor an der Universität Zürich starb. Auch er ein charaktervoller Mann des Volkes, dem die akademische Gilde keineswegs vorzuschreiben hatte, was seiner Ueberzeugung widersprach, dabei ein fleißiger Arbeiter der Wissenschaft von ansehnlichster Leistung. In Meersburg lebte viele Jahre die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848) und dichtete auch vom Bodensee.

Das 19. Jahrhundert steht unter dem Zeichen einer Vierheit von Persönlichkeiten, zwischen denen sich ein kulturpolitischer Gegensatz auszuspannen scheint, und von denen jede an ihrer Stelle einen markanten Platz einnimmt. Da ist zunächst der gemütstiefe und ethisch so wertvolle Volksschriftsteller Alban Stolz (geb. 1808 in Bühl, gest. 1883 in Freiburg), der auf der Grundlage seines katholischen Priestertums eine starke Menschlichkeit verkörpert, welche auch gegen die Modeweisheiten der Welt literarische Predigten nicht scheut. Auf ähnlicher Bahn bewegt sich auch sein Amtsgenosse, der schon in unsere Zeit hineinragt, Heinrich Hansjakob aus Haslach im Kinzigtal (1837—1916). Seine prächtigen Geschichten sind seit Hebel und neben Rosegger zu den eindrucksvollsten Volkserzählungen zu rechnen. Der tapfere Landtagsabgeordnete, der es konsequent ablehnte, mit der Eisenbahn zu fahren, und der allem Schwindel der Zivilisation gegenüber unbeirrt festhielt an einem echtgegründeten Menschentum, hat nicht nur in den Gesprächen mit den Fischen auf dem Meeresgrund über der Krieg den andern manchmal „die Wahrheit gesagt".

Gleichzeitig nimmt auch der kirchlich weniger interessierte Kulturflügel im Lande Baden geistige Ausprägungen von Rang vor. Vor allem ist hier Josef Victor von Scheffel hervorzuheben (1826—1886), dessen Naturfrische, Lebensfreude und Humor ihm auch heute noch die Herzen vieler öffnet. Wer wollte nicht einmal den Roman „Ekkehard" lesen, wer erfreute sich nicht herzlich und kräftig an seinen Studenten- und Wanderliedern, wer kennt nicht seinen „Trompeter von Säckingen" wenigstens aus der Komposition des Elsässers Viktor Neßler, dessen „Behüt' dich Gott!" wertbeständig geblieben ist. Und wie über ihm, so liegt auch über dem Maler Hans Thoma (geb. 1839 in Bernau, gest. 1924 in Karlsruhe) ein Abglanz des großen südländischen Italien, von welchem unsere oberrheinische Ebene nördlich der Alpen noch den schönsten Widerschein bewahrt hat. Hans Thoma ist als Maler zugleich ein geistiges Bekenntnis und ein Symbol gegen die Zerstörung alles edlen Wertes in den Künsten. Der Kreis der Schüler und Freunde Hans Thomas, der bis zu Richard Wagners „Bayreuth" hinüberreicht, möge die Hoffnung nicht zuschanden werden lassen, daß echte Kunst bleiben möge.

Wenn man unter den Neueren der Literatur Umschau hält, so wird man sich auf solches beschränken müssen, das einerseits das Glück hatte, ins Licht des Tages hineinzutreten, und andererseits doch nicht diesen Vorzug durch Durchschnittlichkeit erkauft hat, wenn auch manches Bessere des Raumes wegen nicht zitiert werden kann. Die Erzählkunst von Hermann Eris Busse und ihre alemannische Verbundenheit wird man künstlerisch hoch werten müssen. Der sprachgewaltige Hermann Burte, der noch unter uns weilt, hat sich in seiner Weise durch sein Bestes ein Denkmal geschaffen. A. Fendrich verbindet gedankenvoll soziale und religiös-metaphisische Lebenskräfte. H. Vierordt, W. v. Scholz, R. Schneider sprechen für sich selbst. Unsere Uebersicht über Bedeutsames im Geiste des Landes Baden wäre unvollkommen in Bezug auf Wesentliches, wenn nicht mit allem Nachdruck hervorgehoben würde der einsame Ringer um Menschentum Emil Gött (1864—1908). Zwar hat er in Nietzsche nur das Tiefe, und offenbar nicht das Flache gesehen. Sein persönliches Ringen und Kämpfen auf der Leihalde bei Zähringen war tragisch, heldenhaft und doch ohne die beglückende Lösung so vieler Ungelöstheiten. Aber er ist im Lande Baden ein fremd anmutender Verfechter und Verkünder eigengeprägter Lebenswerte, die keine Phrasen sein sollen. Für sein Bauernhaus auf der Leihalde hat Hermann Burte den kennzeichnenden Spruch geschrieben:

Hier lebte Emil Gött.
Ein Sucher, Bauer und Dichter.
Gemeinen ein Gespött.
Den Reinen eins der Lichter,
Die brennend sich verschwenden,
Den Menschen zu vollenden.

Kam der Russe Artomonow dem Badener Drais zuvor?

Reminiszensen zum 100. Todestag des Erfinders des Fahrrades

Bisher waren wohl alle Radfahrer der Welt der festen Ueberzeugung, daß das Fahrrad, heute das volkstümlichste aller Verkehrsmittel, eine deutsche Erfindung sei; bislang galt Karlsruhe als Geburtsstätte und Sterbeort des Erfinders des Fahrrades, und die Annalen des Städtischen Archivs in der Bismarckstraße zu Karlsruhe künden von einem bitterkalten Wintertag des Jahres 1813, da ein junger badischer Forstmeister in den Straßen von Karlsruhe den hier zu Gast weilenden hohen europäischen Fürstlichkeiten und besonders dem mit dem Großherzoglichen Haus sehr befreundeten Kaiser Alexander, dem Ersten von Rußland, der hier vor seiner Abreise zur Armee am Oberrhein Quartier bezogen hatte, seine „Laufmaschine" zur Prüfung vorführte und „als Anerkennung dafür von dem hohen Herrn sogar einen Brillantring erhalten habe."

*

Soweit die geschichtlichen Tatsachen. Nun aber muß sich die Welt und besonders die Stadt Karlsruhe — man höre und staune — seit etwa einem Jahre eines anderen „belehren" lassen: aus Moskau nämlich kommt die Kunde, der Stolz der Badener auf ihren großen deutschen Sohn sei völlig unbegründet, da nämlich das Fahrrad nicht von Ludwig Drais von Sauerbronn erfunden worden sei, sondern von einem — — Russen.

*

In der in Moskau erscheinenden Zeitschrift „Wissen ist Macht" trifft die sowjetische Akademie der Wissenschaften die „Feststellung", daß bereits im Jahre 1802 — also 11 Jahre vor Drais — der Russe Artomonow mit einem von ihm erfundenen Hochrad die erste große Ueberlandreise vom Ural nach Moskau zurückgelegt habe.

Die Beweismittel allerdings zu dieser Feststellung werden in dieser sowjetisch-wissenschaftlichen Zeitschrift, deren Inhalt zugleich Lehrstoff an den Hochschulen des Landes ist, nicht erwähnt und die russische Erfindung wird auch mit keinem Federstrich irgendwie — weder in der Fach- noch Tagespresse — kommentiert.

Die Deutschen und besonders die Karlsruher nehmen diese russische „Feststellung", in der Moskau Karlsruhe widerspricht, mit einem vergnügten Lächeln zur Kenntnis; für sie und die gesamte Welt aber gibt es überhaupt keinen Zweifel, daß Ludwig Drais von Sauerbronn, dessen 100. Todestag wir am 9. Dezember mit einer Reihe von Gedenkfeiern in Stadt und Land begingen, der Erfinder des Fahrrades ist.

Curt Engel.

Lied im Advent

Immer ein Lichtlein mehr
im Kranze, den wir gewunden,
daß er leuchte uns sehr
durch die dunkelen Stunden.

Zwei und drei und dann vier!
Rund um den Kranz welch ein Schimmer!
Und so leuchten auch wir.
Und so leuchtet das Zimmer!

Und so leuchtet die Welt
langsam der Weihnacht entgegen.
Und der in Händen sie hält,
weiß um den Segen.

Hermann Claudius

Eine badische Dichterin / Stimmen zu Hermine Maierheusers neuem Roman

Hermine Maierheuser, die oberrheinische Dichterin, hat in ihrem neuen, bei Dr. Karl Moninger, Karlsruhe, erschienenen Roman „Das Unverzeihliche" ein ähnliches Problem wie das in der berühmten Novelle ‚Der Schleier' von Emil Strauß erfolgreich gestaltet. Nur ist hier der Akzent auf die Ausdeutung der seelischen Vorgänge der Frau gelegt, die, Bäuerin aus herbem, altem Geschlecht und auf einem blühenden Hofe, Mutter bereits von erwachsenen Söhnen, die Liebesirrung ihres Mannes erfahren muß, dabei fast zugrunde geht, sich aber schließlich doch zur Ueberwindung durchringt und die Rückfindung des Ungetreuen zu neuem Lebensbeginn erleben darf.

Mit reifer Erfahrung und den bei ihr bewährten Mitteln volkstümlicher Darstellung geht die Dichterin, die selbst dem ländlichen Lebenskreis entstammt, ans Werk, das mit lapidarer, beinahe dramatischer Wucht anhebt, den Hauptvorgang klar herausarbeitet, die Nebenvorgänge organisch um diesen herum gruppiert, die handelnden Personen eindeutig umreißt, das Ganze mit äußerstem psychologischem Feinsinn formt und zu einem versöhnlichen Ausgang führt. Kapitel reiht sich folgerichtig an Kapitel; die in der ersten Hälfte des Buches sind bewundernswert durchgebildet. Und wenn auch etliche im zweiten Teil, wie etwa ‚Die Burg Eifersucht' und ‚An der Spille', ein wenig unter der Ueberfülle sinnbildlicher Beziehungen leiden, so bleibt doch der Roman ein meisterliches Werk und muß durchaus als ein Mehr in der oberrheinischen Dichtung angesprochen werden.

Friedrich Roth.

Ja, hier spricht wirklich eine Dichterin. Wir halten das Buch für einen der bedeutendsten Frauenromane der Gegenwart nicht nur im badischen, sondern im deutschen Raum überhaupt. Mit einer dem dichterischen Wesen Hermann Eris Busses verwandten Sprache, die in die Hintergründe, die Verwirrungen und Abgründe eines leidgeprüften Lebens leuchtet, wird hier zugleich mit viel feinfühliger Delikatesse ein Stück fraulicher Lebenspsychologie gegeben, das die Grenzen des Nur-Romanhaften entschieden sprengt und tiefen Einblick in ein Schicksal gewährt. Es ist unvergleichlich, wie in der Darstellung das Geistvolle mit dem Volkstümlichen eine Verbindung eingeht, die das Buch auch für den einfachen Menschen lesens- und liebenswert macht.

K. G.

Die Krankensuppe der Vef / Von Franz Josef Götz

In einem einsamen Zinken auf dem Walde droben steht das Hüsli vom alten Lenz. Lorenz heißt er nach dem Geburtsregister, die Bauern haben daraus einfach einen „Lenz" gemacht. Seinem Weib war's übrigens gerade so gegangen, und ihr Genovefa, auf die sie als Maidli so stolz gewesen, zur „Vef" geworden.

Ein hartes Wäldlerleben hatte beide ein bissel storrig gemacht, so etwa wie der alte Birnbaum unterm Haus. Gute Worte, ja, die hatte es auch einmal gegeben vor Zeiten, als sie noch „miteinander gingen", und auch noch im Rosenblust der ersten Ehezeit. Aber das ist schon so lange her, daß es ihnen schier gar selber nimmer denkt. Und nun hauderten sie halt, mit Gebruddel und Gemuddel selbander weiter auf ihres Lebens Karrenweg.

Ja, wenn Kinder gekommen wären! Aber dieser Segen Gottes war ihnen, und das war ihr dumpfer Schmerz, versagt geblieben. Sonst aber wär, auch ohne schöne Redensarten, alles soweit recht gewesen. Zwei Kühlein standen im Stall, eine alte und eine junge, und man munkelte sogar, 's alte Lenze hätten Geld auf der Kass'. Aber auch, daß sie halt so „arg interessiert" seien und eines dem anderen das Wasser an die Supp nicht gönne. Uns geht das ja nichts an, wir verzählen nur, was wir hörten. —

Der Vef, sie war die jüngste auch nicht mehr, ging's langsam so wie ihrer alten Kuh: sie wurde mählich etwas wackelig auf den Beinen, und auch der Schnaufer wollte nicht mehr recht. Seit ein paar Tagen kam sie des Morgens schier nicht mehr auf. Und: „Lenz, i weiß nit", hatte sie heut früh gemacht, „mir isch's eimol warm un' eimol kalt, i glaub 's isch's bescht, i bliib hit emol im Bett!"

„Jo", bruttelte der Lenz, und ging hinaus zum Mistaufladen.

Dann aber ließ es ihm doch keine Ruh, und er rief durch's Kammerfenster: „Witt villicht e' Supp?"

Wie wenn sie schon am Abschnappen gewesen wär, seufzte die Kranke: „Wenn's dir nit z'vil isch — esse tät ich eini."

Der Lenz geht in die schwarzverrußte Küche, setzt Wasser auf den Herd und kratzt mit dem Löffel ganz oben im Ankenhafen am verschmierten Rand herum. „Des tät schu widder e' Esse für morge ge'", denkt er laut vor sich hin.

Als er die Suppe ans Bett brachte, schauten mehr Augen hinein, als heraus. Die Vef schluckt und druckt, aber das Zeug will nicht hinunter.

Da stieg dem Lenz die Galle und er giftelte: „Isch sie Dir villicht nit guet g'nue? D'rno schlag i zwei Eier ni un' iß sie selwer!" — —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg